Morgen-Ausgabe. Nr. 99. Berlin, Dienstag, den 28. Februar 1893.

Dies Blatt erscheint zweimal täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage. — Vierteljährlicher Abonnements-Preis: Für Berlin: 7 Mark 50 Pfennig, mit Botenlohn 8 Mark 50 Pfennig. — Für das deutsche Reich und für ganz Oesterreich: 9 Mark. — Die einzelne № wird mit 10 Pfennig berechnet.

Neue Preußische Zeitung.

Vorwärts mit Gott für König und Vaterland!

Nr. 99. Morgen-Ausgabe.
Berlin, Dienstag, den 28. Februar 1893.

Alle Postanstalten nehmen Bestellung auf dieses Blatt an, für Berlin die Expedition der Neuen Preußischen Zeitung: W. Königgrätzer-Straße № 15. und die bekannten Spediteure. Insertions-Gebühr für den Raum einer sechsgespaltenen Petitzeile 40 Pfennig.

Telegraphische Korrespondenzen.

(Siehe auch dritte Seite.)

Hannover, 27. Februar. (W. T. B.) Graf Alexander v. Bennigsen, früherer hannoverscher Staatsminister und von 1881 bis 1883 Mitglied des Reichstages, ist zu Banteln (Regierungsbezirk Hildesheim), 81 Jahre alt, gestorben.

* **Mörs**, 27. Februar. (Privat-Telegramm.) Nach glänzender Darlegung des Lic. Weber-Gladbach erklärten etwa 450 konservative Männer ihre begeisterte Zustimmung zum konservativen Programm.

Braunschweig, 27. Februar. (W. T. B.) Se. K. H. der Prinz-Regent Prinz Albrecht von Preußen begiebt sich heute Nacht zu kurzem Aufenthalt nach seiner Besitzung Erbach im Rheingau.

* **Güstrow**, 27. Februar. (Privat-Telegramm.) Etwa 1000 Landwirthe, größere und kleinere Besitzer, schlossen sich heute dem Bunde der Landwirthe an.

* **Wien**, 27. Februar. (Privat-Telegramm.) Nach einer Meldung der „Pol. Korr." aus Rom ist der Staats-Sekretär Rampolla und Kardinal Richard mit der Ausarbeitung eines Programms, betreffend die Vereinigung der französischen Katholiken bei den Wahlen beschäftigt. Der Papst wird in einem an einen französischen Bischof gerichteten und für die Oeffentlichkeit bestimten Briefe den Katholiken Maß zu halten empfehlende Weisungen für die Wahlen ertheilen.

Wien, 27. Februar. (W. T. B.) Das Abgeordnetenhaus hat die Regierungsvorlage, betreffend die Verabfolgung von Viehsalz zu ermäßigtem Preise angenommen. Die Vorlage war von zahlreichen Rednern sehr sympathisch begrüßt worden. Im Laufe der Debatte erklärte der Finanzminister gegenüber den Beschwerden über die Ungleichheit des Salzpreises, das österreichische Salzmonopol sei ein Fabrikations- nicht ein Handelsmonopol. Für ein Salz-Handelsmonopol und die Errichtung von Salztrafiken könnte er sich nicht aussprechen.

Wien, 27. Februar. (W. T. B.) Bei der Wahl eines Landtags-Abgeordneten für die Städtebezirke Stockerau, Korneuburg, Oberhollabrunn wurde der Deutschliberale Frhr. v. Czedik mit 593 Stimmen gewählt. Der Deutschnationale Kuetz erhielt 406 Stimmen.

Wels, 27. Februar. (W. T. B.) Der Kaiser Franz Josef setzte nach einem Besuche bei der Erzherzogin Marie Valerie Mittags seine Reise nach München fort.

* **Krakau**, 27. Februar. (Privat-Telegramm.) Die Polenblätter enthalten neuerlich Hinweise über eine in Vorbereitung befindliche deutsch-jungtschechische Annäherung, dieselben suchen jedoch die Bedeutung der hierauf bezüglichen Reden abzuschwächen.

Paris, 27. Februar. (W. T. B.) Der deutsche Botschafter Graf Münster ist von seiner Erholungsreise nach Pau heute Abend hierher zurückgekehrt.

Paris, 27. Februar. (W. T. B.) Senat. Bei Uebernahme der Präsidentschaft hielt Jules Ferry eine Ansprache, in welcher er dem Senat seinen Dank dafür ausdrückte, daß derselbe den Ostracismus, der ihn getroffen, wieder aufgehoben habe. Ferry wies ferner darauf hin, daß die öffentliche Ordnung dank der parlamentarischen Republik ohne Anwendung von Gewaltmaßregeln und ohne Störung der Ruhe habe aufrecht erhalten werden können. Die Finanzen seien wiederhergestellt, die Armee sei neu organisirt und in hohem Maße verstärkt. Die Republik habe in Europa durch ihre weise Haltung mächtige und überaus werthvolle Freundschaften erworben. Das seien bestimmte Anzeichen eines lebensvollen und dauerhaften Regimes. Hierauf wandte sich Ferry der Aufgabe zu, deren Erfüllung dem Senate zufalle. Ein harmonisches Zusammenwirken sei der wahre Ausdruck einer parlamentarischen Regierung. Die Harmonie aber höre auf, wo die Vernichtung beginne. Keine der drei Faktoren der öffentlichen Macht dürfe die anderen absorbiren. Der Senat könne niemals eine Handhabe der Zwietracht und ebenso wenig ein Organ des Rückschritts sein. Der Senat sei keineswegs ein Gegner von guten Neuerungen noch auch der Gegner einer kühnen Initiative. In den politischen wie in den wirthschaftlichen Verhältnissen müsse man nothwendige Umgestaltungen im Auge zu behalten verstehen. Ferry schloß, die Republik stehe Jedermann offen und nehme alle Männer von Aufrichtigkeit, Redlichkeit und gutem Willen in sich auf. Dazu aber hätten die Republikaner nicht nöthig, sich gegenseitig den Krieg zu erklären. (Lebhafter Beifall.)

Paris, 27. Februar. (W. T. B.) Deputirtenkammer. In der heutigen Sitzung wurde das gesammte Budget mit 407 gegen 15 Stimmen angenommen.

* **Konstantinopel**, 27. Februar. (Privat-Telegramm.) Die Londoner Meldung, daß für den Gouverneurwechsel von Kreta die Vertreter der Mächte übereingekommen seien, Karatheodori zu empfehlen, wird angezweifelt.

Konstantinopel, 27. Februar. (W. T. B.) Der „Agence de Constantinople" zufolge haben die hiesigen Botschafter ein Memorandum an die Pforte gerichtet, in welchem dieselbe darauf aufmerksam gemacht wird, daß der Zustand der Straßen in Pera trotz hinreichender Geldmittel ein überaus schlechter sei, und daß es sich dabei hauptsächlich um die schlechte Administration handle. Der Sultan hat in Folge dessen den bisherigen türkischen Gesandten in Bukarest, Black-Bey, welcher gelegentlich des Besuches Sr. Majestät des deutschen Kaisers in Konstantinopel die Funktionen eines Präfekten von Pera zur vollen Zufriedenheit versah, an Stelle von Madjid-Bey wieder zum Präfekten von Konstantinopel ernannt. Madjid-Bey bleibt Direktor der auswärtigen Presse im Ministerium des Aeußeren.

* **Belgrad**, 27. Februar. (Privat-Telegramm.) Die Abberufung sämmtlicher der radikalen Partei angehörenden Vertreter im Auslande ist beabsichtigt.

Die auswärtige Politik der Woche.

Im östlichen Sibirien liegt ein weltvergessener Winkel, der Kreis von Kolyma; immerhin ein Stück Land, doppelt so groß wie die österreichisch-ungarische Monarchie. Zwischen dem 60. und 70. Grade nördlicher Breite gelegen, in unwirthlichem Klima, nährt das Land eine Bevölkerung von etwa 5000 Seelen. Die ethnographischen Karten geben als Bewohner die Jukahiren, Korjäken, Tschuwanzen und Tschuktschen an. Aber das ist bereits nicht mehr als eine Erinnerung. Syphilis, Branntwein und Pocken, die Pioniere der Kultur in diesen Gegenden haben so wacker aufgeräumt, daß von den Tschuwanzen noch ein Mann übrig geblieben ist, und ebenso gab es 1889 nur noch einen Korjäken, der vielleicht heute auch schon zu den Vätern gegangen ist. Dagegen giebt es noch 18 Jukahiren. Nur der zähe Stamm der Tschuktschen hält sich noch, obgleich auch er während der bösen Blattern-Epidemie des Jahres 1885 gegen 1000 Seelen verlor. Es ist, wie ein Reisender, der diese Gegenden jüngst besuchte, Herr Dioneo im Feuilleton der „Russkija Wjedomosti" zitirt, ganz wie in Byrons grauenvollem Phantasiegedicht „Die Finsterniß". Die Welt ist leer, die mächtige, bevölkerte, ein Klumpen, zeitlos und baumlos, menschenlos und leblos — ein Klumpen Tod, ein Chaos harten Thons . . . Und doch hat diese Einöde jüngst ein Stück Geschichte erlebt, ein Stück russischer Geschichte, und ihr zu Ehren mag die akute Politik heute vor jenen ostasiatischen Wirklichkeiten zurücktreten.

Trotz all der natürlichen Schwierigkeiten, welche sich einer Reise durch jene Gebiete entgegenstemmen, ziehen von Jakutsk aus alljährlich russische Kaufleute zu den Posten jener ostsibirischen Indigenen nach Sredne oder Nischny-Kolymsk. Man tauscht gegen Branntwein ein, was die Jagd im Lauf des Jahres an Ergebnissen abgeworfen hat und der Vortheil ist groß genug. 10 bis 15 000 Rubel pflegen der Reingewinn solch einer Kolymafahrt zu sein. Jedenfalls, erzählt Dioneo, sind die Bewohner der Kolyma-Ufer die Sklaven der Kaufleute, ihre Schuldknechte, gleichviel ob Eingeborene oder Abkömmlinge russischer Einwanderer. Alle ihre Bedürfnisse, Mehl, Taback, Salz sind ebenso wie der Branntwein nur um unerhörte Wucherpreise zu erlangen, der Preis der Kleidungsstoffe wahrhaft unerschwinglich, ein Rubel für einen Arschin schlechtesten Zitzes u. s. f. Die Folge ist, daß diese Troglodyten sich allmählich ein Kulturbedürfniß nach dem andern abgewöhnt haben und je länger je mehr physisch und geistig verkommen. In dieser Umgebung hat sich nun neuerdings der folgende Vorfall abgespielt: Die russische Obrigkeit vertritt in Gischiginsk, der Hauptstadt, ein Jspravnik, d. h. eine Art Kreisrichter. Der Mann, der diese höchste Stellung einnahm, behauptete nun eines schönen Tages (Herr Dioneo meint, er sei verrückt geworden, vielleicht aber war der Mann nur ein kluger Rechner) er sei der Hauptgott im Jakutischen Pantheon, der Jurjung-Ai-Taion. Die Bevölkerung schenkte ihm Glauben und auch der Diakon der russischen Kirche fiel ihm bei, während, wie wieder Dioneo versichert, der Pope sich während des ganzen Verlaufs neutral verhielt — „er stand bei Seite." Dem Jurjung Taion wurden nunmehr göttliche Ehren erwiesen, unter Glockengeläute trug man ihn täglich durch die Ansiedlung und das dauerte so ein ganzes Jahr lang. Da man in Wladiwostok nun so absolut gar nichts von Gischiginsk hörte, wurde der Kapitän des Dampfers, der von Wladiwostok aus alljährlich den Ort anläuft, beauftragt, Erkundigungen einzuziehen. Aber zwei Jahre lang erhielt er stets die gleiche Antwort von den Indigenen, daß nämlich der Jspravnik in dienstlichen Angelegenheiten den Kreis bereise. Als diese Antwort sich zum dritten Male wiederholte, stellte der mißtrauisch gewordene Kapitän sich zwar befriedigt und fuhr ab, Nachts aber erschien er wieder und gegen Morgen schickte er eine Barkasse in die „Stadt". Schon von weitem hörten sie Glockengeläute, Flintenschüsse, jubelnde Rufe der Eingeborenen und das Trommeln des Schamanen. An den Ufern brannten überall riesige Scheiterhaufen und den landenden Truppen begegnete eine merkwürdige Prozession. Auf einer hohen Tragbare, die mit Rebhuhnflügeln, mit Bändern, Haarbüscheln, Schellen u. s. w. verziert war, saß würdevoll der Gott von Gischiginsk. Acht aufgeputzte Lamuten trugen ihn, und ringsumher drängten sich alle Bewohner der Stadt. Voraus tanzen die Schamanen und schlagen aus allen Kräften auf ihre dumpfklingenden Trommeln. Die Bevölkerung feierte die Befreiung ihres Gottes aus großer Gefahr. Man kann sich ihr Entsetzen vorstellen, als sie plötzlich die bewaffneten Mannschaften vor sich sahen, von denen sie geglaubt hatten, daß sie längst auf hoher See seien. Der Gott wurde festgenommen, auf die Barkasse gesetzt und vom Dampfer nach Wladiwostock ins Irrenhaus geführt.

Leider erzählt uns Herr Dioneo nicht, was man aus dem Diakon und aus dem klugen Batiuschka, dem Popen gemacht hat, der während dieser drei Jahre dem Gott Jspravnik gegenüber mit soviel Weisheit seine Neutralität zu bewahren verstanden hat.

Wir haben diese authentische Geschichte erzählt, weil sie so höchst charakteristisch ist für die Segnungen russischer Kultur im Osten. Avilir puis démolir, das ist das Geheimniß der russischen Erfolge in Sibirien; und daneben jene Zustände in den russischen Bergwerken und Verbrecher-Kolonieen, die uns Kennan so erschütternd geschildert hat, und von denen die russische Presse neuerdings behauptet, sie seien mit deutschem Geld bezahlt worden. Der rollende Rubel kann aber ohne Sorge sein, der Thaler macht ihm auf diesem Felde keine Konkurrenz. In derselben Nummer der „Now. Wremja", der wir diese Schilderung entnommen haben, finden wir eine Korrespondenz und einen Leitartikel, welche sich mit der Frage beschäftigen, auf welche Weise man am besten die deutschen Kolonisten im Gouvernement Jekaterinoslaw zu Grunde richten könne. Da offenbar die so erfolgreich den Jakuten und Jukahiren gegenüber angewandte Methode keinerlei Aussicht auf Erfolg hat, ist man auf den gleich bösartigen Einfall gekommen, sie mit Hülfe der russischen Sprache, der russischen Popen und der russischen Verwaltung unschädlich zu machen. Nun macht der Leitartikel zwar darauf aufmerksam, daß diese Kolonisten den Werth des Grund und Bodens um 50 pCt. gehoben haben, aber nach längerem Hin- und Herreden gelangt er doch zum Schluß, daß sich das werde verschmerzen lassen, wenn nur die Einheit und der Porjädok (d. h. die Ordnung im mechanischen Sinn) hergestellt wird. Es kann garnicht zweifelhaft sein, daß die „Nowoje Wremja" damit den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Die von ihr vorgeschlagenen Maßregeln haben, wie die Erfahrung bestätigt, genau dieselbe Wirkung auf abendländische Völker, wie Blattern und Branntwein auf Jakuten und Jukahiren.

Aber die Frage liegt doch nahe, ob alle diese Thatsächlichkeiten, die nun einmal da sind und sich nicht wegleugnen lassen, nicht auch als Faktoren in der auswärtigen Politik mitzuzählen haben? Die entschlossene Böswilligkeit, mit der man von russischer Seite sich allen Versuchen des Abendlandes entgegenstemmt, einen modus vivendi zu finden, legt doch den Gedanken nahe, daß man gut thäte, die eigenen Wege zu gehen, ohne weitere Rücksicht auf einen Nachbar zu nehmen, der seinerseits nie Rücksichten genommen hat. Zu welchen Hochmuthsverirrungen unser Entgegenkommen auf die russischen Anträge wegen eines Handelsvertrages geführt hat, zeigt der letzte Leitartikel der „Moskowskija Wjedomosti", welcher in Anknüpfung an einen Artikel der „Kölnischen Zeitung", der den ebenso geschmacklosen, wie abgenutzten Titel führt „Michel, wach auf!", zu dem Schluß gelangt, daß Deutschland wirthschaftlich und militärisch an das Ende seiner Leistungsfähigkeit gelangt sei und ihm nichts mehr übrig bleibe, als an die Gnade und Großmuth des Zaren zu appelliren! Von dem Grafen Caprivi aber heißt es in einer gleichzeitig erschienenen Ausführung der „Nowoje Wremja": Europa werde unwillkürlich stutzig und frage sich besorgt: „Was ist denn eigentlich von einer Regierung zu erwarten, an deren Spitze ein Mann von so unbestimmter Physiognomie steht, wie der jetzige deutsche Kanzler."

Nach den Beispielen, die wir vor wenigen Tagen anführten, scheint uns damit der Beweis wohl erbracht zu sein, daß diejenige Politik, die in den führenden russischen Blättern zum Ausdruck kommt, uns entschieden feindselig ist. Es wäre aber interessant zu erfahren, ob die russische Regierung sich wegen dieser und ähnlicher Artikel bei uns an zuständiger Stelle in einer Weise gerechtfertigt hat, welche der Satisfaktion entspricht, die ihr neulich aus Anlaß eines mißverstandenen Artikels bei uns vor voller Sitzung des Reichstages zu Theil wurde? Uebrigens kennen wir die durch mehrere Blätter gehende Nachricht, daß Deutschland Unterhändler nach Petersburg geschickt habe, um dort die Frage der Handelsverträge ins Reine zu bringen, auf Grund eingezogener Erkundigungen auf das allerbestimmteste dementiren. Es ist auch nicht ein wahres Wort daran; da Rußland in der ganzen Angelegenheit das treibende und verlangende Element ist, sind alle Verhandlungen naturgemäß hier geführt worden.

Wie das Kapitel der russisch-französischen Beziehungen sich voraussichtlich nach der Wahl Ferrys zum Präsidenten des Senats gestalten dürfte, haben wir vor wenigen Tagen ausgeführt. Die Russen sehen ihn mißtrauisch an, weil sie ihm zutrauen, daß er in der Alliance franco-russe die Führung an sich reißen könnte, und Ferry hat die unerläßliche Aufgabe zunächst darzuthun, daß er ein Freund der Russen ist, so daß wir von dieser Kombination eher eine Steigerung, als eine Minderung der französischen Bücklinge nach Osten zu erwarten haben. Gelingt es Ferry dadurch seine Landsleute in diesem empfindlichsten Punkte ihrer Politik zu beruhigen, so ist es immer denkbar, daß er sein weiteres Ziel erreicht und die Führung der Allianz in französische Hände hinüberleitet.

Das neue portugiesische Ministerium bedeutet leider keine Besserung in den Aussichten der Gläubiger des portugiesischen Staates, vielmehr hat das abgehende Ministerium noch vor seinem Ausscheiden die Bürgschaften gemindert, die sich für eine künftige Tilgung der Schuld boten, und dem neuen Ministerium wird nicht einmal der gute Wille zugetraut es anders zu machen.

In England geht das Homerule seinen Weg, und es scheint uns nicht unbedenklich, daß man im Lager der Tories bereits über mögliche Modifikationen zu diskutiren beginnt. Trotzdem glauben wir nicht an eine rasche Entwickelung; es dürften mindestens zwei Jahre hingehen, ehe die definitive Ablehnung der Bill durch das Oberhaus und darauf die Auflösung des Parlamentes erfolgt. Auch scheinen die Tories eine rasche Entscheidung nicht zu wünschen, damit Gladstone Zeit habe abzuwirthschaften. In Egypten hat England seine Truppen glücklich bis auf 6000 Mann vermehrt, das ist mehr, als es je dort gehabt hat und in der Kombination mit den Naivel-Truppen gewiß auch ausreichend, um die englische Autorität aufrecht zu erhalten.

In Belgien hat die Abstimmung über das Referendum doch ein bedenkliches Anwachsen des unter der Fahne des allgemeinen Stimmrechtes sich sammelnden Radikalismus bezeugt, eine nicht unbedenkliche Wendung, da ein kleiner Staat wie Belgien den Luxus des allgemeinen Stimmrechts sich gewiß noch weit schwerer erlauben darf, wie ein großer. Aber selbst Deutschland könnte dies allgemeine Stimmrecht ohne das Korrektiv seiner Landtagswahlen nicht ohne ernste Schädigung ertragen. Die Wendung zum Radikalismus tritt uns außerdem in Norwegen unter der Führung Björnson Björnsternes immer bedenklicher entgegen, zumal sie unverkennbar mit separatistischen Tendenzen verbunden ist. Vielleicht gelingt es auf dem nächsten Storthing in Christiania noch dem Unheil zu steuern. Aber es zeugt für den Ernst der Lage, daß sowohl der Kronprinz wie der König es für nöthig erachten, während der Verhandlungen am Platze zu sein.

Aus dem europäischen Orient ist wenig zu berichten. Die Folgen einer Vermählung des Prinzen Ferdinand werden abzuwarten sein. Das in russischen Blättern erschienene Zankowsche Manifest möchten wir nicht als ganz unbedenklich hinstellen und ebensowenig die zur Zeit noch niedergehaltene Agitation der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit. Beides weist darauf hin, daß diese bulgarischen Entwickelungsphasen den panslavistischen Kreisen in Petersburg und Moskau ein Gegenstand der Sorge sind und die von dorther ausgestreute positiv falsche Nachricht, daß Stambulow bemüht sei eine Union der lateinischen und griechischen Kirche herbeizuführen, beweist jedenfalls, daß es hier einen wunden Punkt giebt, den man nicht vernarben zu lassen entschlossen ist.

Papst Leo XIII. hat die Mühen seines Jubiläums bisher in erfreulicher Weise überstanden. Da der Empfang der zahlreichen Deputationen aber noch mehrere Wochen in Anspruch nehmen dürfte, sind die zu seiner Entlastung getroffenen Maßregeln gewiß sehr am Platze. General v. Loë hat (wie schon gemeldet) in feierlicher Audienz die Glückwünsche und das Geschenk Kaiser Wilhelms überbracht.

Hof- und Personal-Nachrichten.

— Das Staatsministerium trat heute unter dem Vorsitze des Grafen Eulenburg zu einer Sitzung zusammen, welcher auch der Reichskanzler Graf v. Caprivi beiwohnte.

— Der Bevollmächtigte zum Bundesrath, Landesdirektor des Fürstenthums Waldeck und Pyrmont, v. Saldern, ist von Berlin wieder abgereist.

— Im Sommer 1892 mußte der Abtheilungs-Direktor im Ministerium des Innern, Lodemann, wegen andauernder Krankheit aus dem Staatsdienste ausscheiden, zur selben Zeit, als sein Sohn zum vortragenden Rath in demselben Ministerium ernannt wurde. Er war erst 1890 von seiner Stelle als Regierungs-Präsident in Lüneburg in das Ministerium des Innern berufen worden und hatte von da fast fortwährend mit Krankheit zu kämpfen. Schon im Winter 1890/91 mußte er sich nach der Riviera begeben, ohne daß er Heilung gefunden. Jetzt kommt nun die Meldung, daß er am Sonntag seinem alten Herzleiden erlegen ist. Er hatte seine amtliche Laufbahn im hannoverschen Staatsdienst begonnen und war namentlich längere Zeit bei der Polizei-Direktion in Hannover beschäftigt; bald nach der Einverleibung von Hannover wurde er der Regierung in Arnsberg überwiesen, welcher er 11 Jahre angehört hat. Im Jahre 1881 wurde Lodemann zum Ober-Regierungs-Rath in Marienwerder, 1883 zum

Feuilleton.

Ein Versprechen.

Von
A. v. Liliencron. [Nachdruck verboten.]

(Fortsetzung.) 49

Während Britta diese Zeilen schrieb, wogte durch die Straßen von Orleans eine aufgeregte Volksmenge. Einer rief es dem andern jubelnd zu, daß nun der große Tag angebrochen sei, wo Frankreich neue Blätter des Ruhmes zu dem Lorbeerkranze hinzufüge, den es auf dem stolzen Haupte trage. Diese Massen berauschten sich mit Worten und exaltirten Hoffnungen, und immer höher stieg die Aufregung, je mehr der Tag sich senkte. Hier und da stimmten die Soldaten die Marseillaise an und dazwischen tönte immer lauter und vielstimmiger der Ruf: „à Berlin, à Berlin!"

Doch unter dieser erregten und wogenden Menge gab es auch Männer, die mit ernstem Blick in die Zukunft sahen, und sich nicht verhehlten, daß dieser schäumende Uebermuth noch keine Garantie für die Leistungen des Heeres gäbe. Diese gesetzten, denkenden Leute sahen einander in die Augen, um in dieser stummen Sprache die betrübenden Gedanken auszutauschen, die sie nicht auszusprechen wagten.

Tausend bange Fragen drängten sich diesen Männern auf. War es Wahrheit, was die Zeitungen in allen Nuancen in die Welt posaunten, daß Frankreich für den Krieg gerüstet, daß es prête archiprête sei? Täuschte dabei ein Gaukelspiel die verblendete Menge? Waren die Fäden der großen Staatsmaschine wohl geordnet, daß sie sich wie ein Netz über das gesammte Vaterland verbreiteten, und nun im entscheidenden Augenblick überall ordnen, eingreifen und organisiren konnten? Waren Führer da, welche es verstanden, diese beweglichen Kinder des Augenblicks in eine feste Hand zu nehmen, um ihnen den Ernst der Lage begreiflich zu machen?

Doch jetzt blieb keine Zeit mehr, diesen Bedenken Rechnung zu tragen, das entscheidende Wort war gesprochen und nun wogten und flutheten die Gefühle wie in schäumender Brandung durch das Land, ein jeder wurde mit fortgerissen, und selbst die Besonnenen waren nicht im Stande, Ruhe und Ordnung in dies momentane Chaos zu bringen.

XVI.

Am 15. Juli war in Berlin die Kriegserklärung ausgesprochen und zehn Tage darauf waren die Truppen zum Ausmarsch bereit. Es war ein grauer Sonntagsmorgen, weiche träumerische Luft und bedeckter Himmel. Wie stille Wehmuth lagerte es sich über die Welt, milderte den bitteren Abschiedsschmerz und dämpfte die jubelnde Begeisterung, die zugleich mit dem vollen Begriff der ernsten Lage ein jedes Herz erfüllte, das sich heilig gelobte, für König und Vaterland bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen, in einem Kriege, der so absichtlich von den Franzosen heraufbeschworen war. „Gott ist mit uns und der gerechten Sache, darum vorwärts mit Ihm," das war der Gedanke, der alle Gemüther erfüllte, und der Grundstein, auf dem sich die Gefühle aufbauten.

Niemand, der diese Zeit durchlebt, wird den überwältigenden Eindruck jener Tage vergessen. Nur ein Herzschlag schien im weiten Vaterlande zu pulsiren, ein festes Band hoch und niedrig zu verbinden, und in gleichen Gefühlen, gleichem Gebet wußte man sich eins auch mit sonst fremden Menschen. Ein feierlicher Ernst lag auf der Hauptstadt; doch in den Kasernen herrschte reges Leben, die Truppen sammelten sich zum Ausmarsch und auf den Straßen wogte es hin und her. Man wollte den Fortziehenden noch einen Abschiedsblick zuwerfen und ein stilles „Behüt Gott" nachrufen.

So manche heiße Thränen waren an jenem Morgen geflossen, so manches begeisterte Wort von jugendlichen Lippen geströmt, nun war der letzte Kuß, der letzte Händedruck ausgetauscht, und mit klingendem Spiel ging es fort, durch die Straßen der Stadt hindurch, freudig und todesmuthig dem Kampf entgegen.

Unter der Volksmenge stand auch Ruth am Arme ihres Vaters und schaute mit wehmüthigem Blick auf die Fortziehenden.

„Morgenroth, Morgenroth leuchtest mir zum frühen Tod", schallte es jetzt die Straße herauf. Klappernde Hufschläge tönten, und mit wehenden Fähnchen zogen die Garde-Ulanen vorbei. Ruth wußte wohl, daß sie den Geliebten nicht unter den Fortziehenden zu suchen brauchte.

Er, dessen Bild sie aus ihrem Innern bannen wollte, und den sie doch nicht vergessen konnte, weilte noch in der Ferne. Aber wie lange würde es währen, dann wurde gewiß auch er nachgerufen, und es blieb ihr nicht vergönnt, ihn noch einmal zu sehen.

Doch war es nicht das, was sie gewollt? Hatte sie nicht selbst danach gestrebt, ihn nie wiederzusehen, um ihn frei zu geben, und sich selbst vor den verführerischen Stimmen ihres Herzens zu retten. Fester preßten sich ihre Lippen auf einander, und die schwarz-weißen Fähnchen, die lustig vor ihr im Winde wehten, verschwammen vor ihren Augen zu einer undeutlichen Wolke.

„Fräulein Ruth", hörte sie da eine Stimme an ihrer Seite, „wollen Sie einem alten Freunde einen Dienst erweisen?"

Rasch wandte sie sich um und sah Graf Starkenfels neben sich stehen, der sie und ihren Vater in seiner gewinnenden Weise begrüßte. „Verargen Sie es mir nicht," fuhr er fort, „daß ich auf offener Straße, in einem Augenblick, wo jedes deutsche Gemüth nur mit der einen großen Sache beschäftigt ist, mit privaten Wünschen an Sie herantrete. Die Zeit drängt, und jede Stunde des Tages ist heute für mich besetzt, daher meine Eile. Dort hinter der Straßenecke verschwindet jetzt auch der letzte unserer lieben Reiter, da kann es mir erlaubt sein, von meinen eigenen Angelegenheiten mit Ihnen zu reden."

„Wir haben Ihnen so viel zu danken für alles, was Sie und die Ihren an uns in schwerer Zeit gethan, daß wir es gewiß nur wie eine Wohlthat empfinden würden, wenn wir Ihnen einen kleinen Dienst erweisen könnten," versicherte Ruth und der alte Herr stimmte ihr mit Wärme bei.

„So hoffe ich, daß ich auf keinen Widerstand mit meinen Vorschlägen stoßen werde," bemerkte der Graf. „Ich muß sie jetzt in gedrängter Kürze entwickeln, und werde mir heute Abend von Ihnen die Antwort holen. Meine Reise hierher hatte den Zweck, meine nächste Zukunft festzustellen, und zugleich wollte ich mich erkundigen, welche Beschlüsse man im Regiment über meinen Sohn getroffen.

Letzteres habe ich nun erfahren und weiß, daß er in allernächster Zeit per Bahn mit den Remonten zurückkehren und vorläufig hier bei den Ersatzmannschaften bleiben wird."

Während er sprach, hatten seine Augen flüchtig Ruths aufglühendes Antlitz gestreift, doch gab er sich den Anschein nichts bemerkt zu haben und erzählte gelassen weiter.

„Ich selbst habe mich dem Johanniter-Orden zur Verfügung gestellt und werde wohl in drei bis vier Wochen einberufen werden. Meine Bitte geht nun dahin, daß Sie sich entschließen möchten, mit Ihrem Herrn Vater so bald als möglich Berlin zu verlassen und auf mein Gut nach Rügen zu kommen, um mir dort Ihre Hülfe zu leihen."

Die Farben wechselten jäh auf den Wangen des jungen Mädchens, während der alte Herr freudig aufhorchte und leise mit dem Kopfe nickte, es aber doch für angemessen hielt, einige schüchterne Einwendungen zu machen. Ruth hatte die Absicht des Grafen — sie jetzt von hier zu entfernen — wohl verstanden, aber konnte, durfte sie es denn annehmen, dorthin zu gehen, wo die Heimath des geliebten Mannes war? Ließe sich nicht irgend ein anderes Auskunftsmittel finden?

Ehe sie sich zu einer Antwort aufgerafft, nahm der Graf das Wort wieder auf. „Halb im Dorf und halb im Park von Seewart lag ein großes leerstehendes Gebäude, das vor Jahren zu einer Fabrik diente. Da die Mauern gut erhalten, Dach und Fenster in tadellosem Zustande waren, so ließ ich es nicht niederreißen, wie ich es zuerst beabsichtigte, sondern beschloß, es zu einem wohlthätigen Zweck zurecht zu bauen. Das ist nun im vergangenen Jahre geschehen und ein kleiner Anfang für die Gründung eines Lazareths gemacht. Eine Diakonissin pflegt dort einige Kranken und findet ihren Halt an dem Geistlichen und an dem Arzt, der ihr zur Seite steht.

Mein Plan, den ich bereits mit einem der Delegirten des Johanniterordens besprochen, ist dort für die Dauer der Kriegszeit ein größeres Lazareth einzurichten. Leider hat meine Tochter und Frau von Reval vor kurzer Zeit Seewart verlassen, um einer Liebespflicht nachzukommen, und da ihre Rückkehr sich noch nicht absehen läßt, so ist mein liebes Heim völlig verwaist, wenn auch ich es verlasse. Es fehlt mir dort eine Kraft, die mit dem Herzen für den Liebesberuf eintritt, und ich rechnete da auf Ihre Hülfe.

Ihrem Vater würde ein Aufenthalt in der Seeluft außerordentlich gut thun, er wird leicht Urlaub erhalten, und Sie selbst können in einer Zeit, wo die meisten Familien Berlin verlassen, auch nicht durch Ihre Stunden hier gebunden sein. Wollen Sie es sich überlegen, ob Sie sich entschließen können, in den nächsten Tagen mit mir nach Seewart zu gehen, um dort das Amt und die Arbeit zu übernehmen, die meiner Tochter und Tante Renate zugefallen wäre, wenn sie nicht jetzt einem anderen Rufe hätten folgen müssen. Ihrem Vater aber würde ich von Herzen dankbar sein, wenn er ein wachsames Auge behalten würde über die Verwaltung, Einrichtung und Buchführung des neuen Instituts, doch läßt sich das erst an Ort und Stelle eingehender besprechen. Es würde mir zugleich eine Freude sein, meine lieben Gäste erst selbst in meinem Hause zu installiren, und zu sehen, daß sie es sich dort behaglich machten."

Auf dem faltenreichen Gesicht des alten Herrn lag es wie Sonnenschein. „Und Sie meinen, wir könnten uns auch nur einen Augenblick bedenken, solch liebenswürdiges Anerbieten anzunehmen," rief er in freudiger Aufregung. „Seit Jahren war es ein stiller Wunsch von mir, einmal wieder an die See zu kommen, und nie habe ich geahnt, daß er mir noch erfüllt werden könnte. Seien Sie versichert, daß ich mit Treue und Gewissenhaftigkeit jeder Arbeit nachkommen würde, die Sie für mich ausfindig machen."

Es gewährte dem Grafen ein stilles Vergnügen, das unverhohlene Entzücken auf dem arbeitsmüden Antlitz des alten Herrn zu sehen und sich zu sagen, wie wohl diesen eingefallenen Wangen die stärkende Luft seiner Heimath thun werde.